

02.

Rationalität und

Allpräsenz von

Metaphern.

Einige Nachfragen

Im Gegensatz zum traditionellen Verständnis der Metapher als “anomaler Erscheinung” im Denken und Sprechen, das in der wissenschafts- und sprachphilosophischen Metapherforschung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewöhnlich Aristoteles zugeschrieben wird, geht die gegenwärtige Forschung von der umgekehrten, die Metaphern stark aufwertenden Annahme aus: Die metaphorische Ausdrucksweise enthält, ganz ähnlich der literalen Sprachverwendung, den Anspruch, etwas über etwas auszusagen, und ist sprachlich nicht weniger legitim als die wörtliche. Gleichwohl vollzieht sich die metaphorische Rede in einer “impertinent” wirkenden Art und Weise, die die literalen Formen des Aussagens über denselben Gegenstand nicht nur stört oder “irritiert”, wie gemeinhin angenommen wird, sondern den Anspruch erkennen lässt, mit den üblichen Aussageweisen in Konkurrenz zu treten und diese womöglich außer Kraft zu setzen. Metaphorische Äußerungen sind dann als “emphatisch” anzusehen, wenn sie eine “starke Aussageverpflichtung” (assertional commitment) erkennen lassen, der den literalen Äußerungsmodus zu verdrängen scheint. Über diesen Charakter hinaus besitzen die Metaphern einen durch die wörtliche Redeweise nicht einholbar scheinenden “Überschuss” an Expressivität und Suggestion, d.h. einen impliziten oder expliziten Apell an zusätzlicher gedanklicher Arbeit. Es ist aber ein nur scheinbarer “Überschuss”, denn ohne ihn wären die Metaphern kaum vorstellbar und noch weniger zu rechtfertigen. Nur diese synergetische Eigenschaft der Metaphorik, in gedrängter oder verdichteter Form alle drei grundsätzlichen Funktionen der sprachlichen Kommunikation — Expression, Darstellung und Apell — leisten zu können, kann den Rechtfertigungsgrund für sie liefern. Sollten sie nur auf die Darstellungs- oder Mitteilungsfunktion reduzierbar sein, so wären sie — zumindest für die sprachphilosophischen Fragestellungen — in der Sprache so gut wie völlig entbehrlich.

Nun ist aber gerade diese Charakteristik der metaphorischen Redeweise, eine starke Aussageverpflichtung aufzuweisen, ein Stein des Anstoßes für alle semantisch, wahrheits- und erkenntnistheoretisch interessierte Diskussion über Metaphern seit ihren historischen Anfängen. Sie ist nicht nur in Aristoteles’ Überlegungen zur Fähigkeit der Metaphorik, “Neues zu sagen”, vorzufinden, sondern reicht, wie er es selber bezeugt, hinter

ihn zurück.¹ Diese ganz spezifische Qualität der metaphorischen Sprache, die in der humanistisch inspirierten philosophischen Hermeneutik als eine vom Denken selbst nicht trennbare Qualität prinzipiell gepriesen wird, kann jedoch semantisch-theoretisch nur schwer dahingehend erarbeitet werden, dass darauf eine komplexe, auch die metaphorische Sprache umfassende Wahrheits- und Erkenntnistheorie aufbauen könnte. Die in dieser Hinsicht gelungenen Versuche sind heutzutage nicht zahlreich. Sie bezeugen jedoch ausnahmslos, dass eine gründliche Revision des Bedeutungs- und Wahrheitsbegriffs erforderlich ist, will man die metaphorische Sprache den Zwecken des rationalen philosophischen und wissenschaftlichen Diskurses dienlich machen. So kann man sagen, wenn die Metapherdebatte von der allgemeinen Rationalitätsdiskussion in verschiedenen Philosophien und Wissenschaftstheorien dieses Jahrhunderts profitiert hat, so hat im Gegenzug das spezielle Interesse an Metaphern einiges zur Verdichtung, Präzisierung und Beschleunigung dieser Diskussionen beigetragen.² Zugespitzt formuliert, der Ertrag der in Bezug auf die sprachphilosophische und epistemologische Metapherproblematik geführten Rationalitätsdebatten lautet folgendermaßen: Die Metaphern sind nicht nur legitimer Teil der natürlichen Sprache und folglich auch der sprachlich vermittelten Aneignungsprozesse von Erfahrung und Wissen; sie sind darüber hinaus auch als legitimer Bestandteil einer jeden speziellen Sprache im Feld der Philosophie und der Wissenschaften anzuerkennen, verdankt sich doch die den Menschen eigene Rationalität als solche einem der Sprache selbst eigentümlichen metaphorischen Charakter. So wie die Sprache selbst sind sowohl unser begrifflicher Apparat als auch unsere sämtlichen Erkenntnisprozesse metaphorisch konstituiert, weil sie auf Übertragungsmechanismen beruhen. Die sogenannte literale, scheinbar dominante Sprachverwendung wird irrtümlicherweise mit einem vermeintlich semantisch fixen generellen Charakter der Sprache verwechselt, der als Standard der Rationalität in philosophischen Theorien gilt. In Wahrheit erweist sich die wörtliche Redeweise aber nur als ein

- 1 Vgl. Aristoteles, *Rhet.* III. xi. 5–6, insb. die Bezugnahme auf Theodoros' Formel 'τὸ καὶνὰ λέγειν' (1412a11 sq).
- 2 Vgl. meine Übersicht und Diskussion in Mikulić (1999). Für eine neuere Übersicht der extrem gegensätzlichen Positionen mit dem Umriss einer vernünftigen Mittelposition vom wissenschaftsphilosophischen Standpunkt aus siehe Haack (2019).

Spezialfall von Sprachverwendung. Dies bezeugen gleichermaßen auch untereinander so divergierende Zugangsweisen zur metaphorologischen Problematik wie die computerbezogene Kommunikationstheorie und die klassische philosophische Hermeneutik, wenn auch mit verschiedenen Akzentsetzungen.

Somit ist die weitverbreitete und heute in der Metapherforschung maßgebliche These von der ‘prinzipiellen Rationalität der Metapher’ ein polemisch motivierter und in sich gespaltenen Begriff. Er basiert einerseits auf Nietzsches Feststellung, dass die Sprache generell metaphorisch sei³, andererseits aber auf der Ablehnung seiner Diagnose über Irrationalität von Sprache und Wahrheit. Infolgedessen haben die Metaphern als Teile der Sprache und die metaphorische Sprache prinzipiell eine wissenschaftsphilosophische Aufwertung erfahren, zumal seit der Rezeption von Ivor A. Richards’ Buch “Philosophie der Rhetorik” durch Max Black und seine Nachfolger in der Wissenschaftsphilosophie.⁴ Doch wenn sich eine solche Aufwertung nicht aus der Analyse der (allerdings erst nur vorauszusetzenden) rationalen Struktur konkreter Fälle von metaphorischer Sprachverwendung speist, sondern aus Entleihungen aus der allgemeinen kommunikationstheoretischen Rationalitätsdiskussion, wie dies in der rezenten metaphorologischen Literatur zunehmend geschieht⁵, wird das ganze Vorgehen mit demjenigen Nietzsches methodologisch komplementär, obwohl es ihm philosophisch (oder gar ideologisch) diametral entgegengesetzt ist. Derartige Inkonsistenzen zeigen sich u.a. darin, dass die angenommene “prinzipielle Rationalität der Metapher” in einer den Metaphern selbst immer schon entwendeten Gestalt thematisiert wird: Nicht die Metapher als ein Vorkommnis bzw. ein Vorfall in der Sprache ist rational, sondern der Kontext, aus dem heraus sie interpretiert wird.

Die Eigenschaft ‘rational’ wird damit ausschließlich oder vornehmlich auf Kontexte der Realisierung übertragen und folglich kontextuell relativiert. Die Metapher als konkretes sprachliches Vorkommnis wird unter dem Titel eines Instruments gedanklicher

3 Nietzsche (1873), “Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne”. Zur Vorgeschichte dieser Nietzscheschen Annahme sieh die Studie zu Metapher- und Paradigma-Auffassung von G. Ch. Lichtenberg im vorliegenden Band (hier Kap. 11).

4 Richards (1936), Black (1978).

5 Vgl. insbesondere Debatin (1995).

Vorwegnahme geführt, deren rationaler Status nur geahnt bzw. angenommen werden kann. Folglich liegt die in Frage stehende Rationalität nur insofern vor, als sie eine auf den Interpretationszusammenhang übertragene (gleichsam ‘metaphorisierte’) Eigenschaft ist. Das ist eine ebenso verkürzte wie zirkuläre und letztendlich unfruchtbare (wenn nicht selbst irrationalistische) Ansicht. Jede Metapher — auch die der sogenannten Hass-Sprache — kann in ihrem jeweiligen Kontext als rational dargestellt werden, je nachdem, wie man Rationalität definiert.⁶ Für die Wahrheitsmäßigkeit oder gar nur für die Akzeptabilität der jeweiligen Metaphern (bzw. der metaphorischen Ausdrücke und Aussageformen) müssen dann kontextheterogene bzw. kontextübergreifende Kriterien aufgefunden werden. Darin zeigt sich aber, dass die Intentionalität metaphorischer Aussagen sich doch nicht — oder zumindest nicht gänzlich — durch Kontextualität und Konsensfähigkeit von Sprechhandlungen ersetzen lässt.⁷

Die Kontextbezogenheit der Metapherinterpretation ist ein ebenso unentbehrlicher wie unspezifischer Faktor des Verstehens, bezieht er sich doch allgemein auf jede Sprachverwendung, sei sie literal oder figürlich. Dass die Kontextgebundenheit aber auch auf die Generierung (bzw. Produktion) von Metaphern zutrifft, ist hingegen eine weniger triviale Erkenntnis. Denn sie beinhaltet auch eine tiefgreifende Asymmetrie zwischen Interpretation einerseits und Generierung von Metaphern andererseits: Die letztere beruht zwar wie die literale Sprachverwendung auf einem Intentionalitätsverhältnis zwischen Sprache und Welt, doch diese “Gerichtetheit” (Husserl) stellt bei metaphorischen Äußerungen, im Unterschied zur wörtlichen Sprachverwendung, für den Interpreten (Hörer, Empfänger) sowohl prinzipiell wie empirisch — sei es auch nur für einen kurzen Moment — ein Rätsel dar. Mit anderen Worten, die Generierung von Metaphern enthält auch einen intentionalen Akt (einen “Realitätsbezug”), der immer erst von einem Interpreten eingeholt werden muss, wenn dieser verstehen will, *was* mit einer metaphorischen Äußerung gemeint worden ist, und nicht nur *wie* und unter

6 Besonders ergiebig hierzu sind Metapherforschungen im Bereich der politischen Diskurse. Vgl. Lakoff (1995), Mikulić (1995) [hier Kapitel 3]; neulich Šarić-Stanojević ed. (2019).

7 Zu verschiedenen Aspekten von Metaphern wie Bedeutung, Referenz, Intention, Wahrheitswert, Kontextabhängigkeit und Interpretation vgl. hier Kapitel 8 und 9.

welchen (kontextuellen) Voraussetzungen der Sprecher dazu gekommen ist.

Angesichts der Komplexität der Referenzthematik in der bisherigen Metapherdiskussion könnte man sogar sagen, dass eine emphatische Hervorhebung von kontextuellen Voraussetzungen für Metaphern sogar trivial erscheint: Die Kontextualität (sei sie pragmatischer oder innersprachlicher Natur) muss immer für jeden Redeakt *vorausgesetzt* werden. Worauf es hingegen eher ankommt, ist die Frage, was oder welcher Inhalt sich aus der metaphorischen Sprachverwendung ergibt. Genauer gesagt, es gilt aufzuweisen, ob überhaupt und wenn ja, welche kontextuellen Parameter *in der Bedeutung* des jeweiligen metaphorischen Ausdrucks ausgemacht werden können.

Das ist selbstverständlich eine Sache des Interpretationsprozesses, aber es geht dabei gerade um denjenigen Grenzbereich der Interpretationsarbeit, an dem entschieden wird, welche Deutungen aus *inhaltlichen* Gründen nicht zulässig und welche plausibel, akzeptabel oder zutreffend sind. Dass jede semantisch interessierte Analyse interpretationstheoretische Voraussetzungen beachten muss, heißt noch nicht, dass eine "reine" Bedeutungsanalyse immer nur transempirisch in eine vom jeweiligen Kontext entbundene, interpretativistische Beliebigkeit sich auflöst. Das Kriterium der Richtigkeit für Interpretationen ist die jeweils kontextuell vorauszusetzende oder zu erwartende Bedeutung von sprachlichen Einheiten; nicht beliebig viele Interpretationen sind in einem Kontext zulässig, wie "kontextuell" auch immer eine sprachliche Bedeutung konfiguriert sein mag. Die Forderung an eine "richtige" Interpretation ist es vielmehr, eine oder mehrere kontextuell *zutreffende* Bedeutungen auszumachen, und diese selbst sind nicht nur kontextgebunden und nur auf kontextbezogene Rationalitätskriterien reduzierbar.

Das ist sowohl für die Interpretation von konkreten Metaphern wie auch für Metaphertheorien von zentraler Bedeutung. Es sind nämlich zwei verschiedene Sachen, einerseits von einer zutreffenden Interpretation einer (metaphorischen) Aussage und andererseits von ihrem Inhalt, Bedeutung oder Wahrheit zu sprechen, wiewohl das letztere auf die Interpretationsarbeit angewiesen ist. Eine richtige Interpretation einer Aussage ist nicht mit deren Bedeutung oder Wahrheitswert zu vergleichgültigen, denn wir sprechen gerade von einer *zutreffenden* und *nicht*

von einer *wahren Interpretation*; und, umgekehrt, wir sprechen nicht von einer richtigen Aussage, sondern von einer wahren bzw. zutreffenden. Die Trennung von Interpretation einerseits und Bedeutungs- und Wahrheitsanalyse andererseits gilt zweifelsohne in weitaus höherem Maße von metaphorischen als von literalen Aussageweisen, abgesehen davon, welcher generellen Sprachtheorie wir anhängen. Diese kann getrost radikal metaphorizistisch sein. Ein wesentlicher Punkt aber, der diese Unterscheidung als eine theoretische Forderung auferlegt, ist der Umstand, dass wir bei wörtlicher Sprachverwendung interpretativ immer auf die bereits angenommene Bedeutung der jeweils verwendeten Ausdrücke rechnen, d.h. unsere Interpretation spontan an die “gewöhnliche” Bedeutung angleichen, ungeachtet dessen, wie die Menschen zu dieser Bedeutung gekommen sind, sei es durch natürliche Motivationen oder durch konventionelle Setzungen.

Und gerade dies — diese nur *cum grano salis* zu nehmende quasi-Nullstufe der Interpretation — ist nicht für Metaphern charakteristisch. Sie kann übrigens nur für die sogenannten “Alltags-sprachprozeduren” angenommen werden, gilt aber schon für die literarische Prosa nicht. Nämlich, auch wenn die angenommene Nullstufe der Interpretation gänzlich auf wörtlicher Sprachverwendung beruhen kann, bleibt sie nichtsdestotrotz ein Fall von Literatur und erfordert Interpretationen, die das spezifisch Literarische im Sinne des Poetischen an ihrer Intentionen- oder Kontextbezogenheit respektieren müssen, und nicht bloß das Literale.⁸

Die Metaphern setzen also voraus, dass die Spracheinheiten, durch die sie realisiert werden, als *bereits interpretiert* gelten. Die Metaphorizität kennt keine uninterpretierte *Sprache*. Das ist eine ebenso generelle wie grundlegende Eigenschaft der Metaphorik, die bereits Aristoteles deutlich genug formuliert hat und hinter die keine Metaphertheorie zurückfallen dürfte, wenn sie die Spezifität des metaphorischen Phänomens in der Sprache adäquat und mit einigem Erkenntnisgewinn würdigen will.⁹ Trotzdem

- 8 Vgl. hierzu meine Diskussion über Habermas’ Kritik der “welterschließenden” Funktion der Sprache und der “Angleichung der Philosophie an Literatur” durch J. Derrida und dessen Nachfolger in der amerikanischen Diskurs- und Texttheorie [hier Kapitel 12].
- 9 Für eine kritische Sicht des “shallow scholarship” im Hinblick auf Aristoteles’ Metaphertheorie im angelsächsischen Kontext siehe Mahon (1999). Teilweise Rehabilitierung von Aristoteles bei Ricœur (1975) und Lacks (1994). Meine Diskussion in Mikulić (2013). [Hier Kapitel 5 und 6.]

ist damit keineswegs der *Substituierbarkeitsthese* von Metaphern das Wort gesprochen. Im Gegenteil, die Behauptung, dass die Metaphorik keine uninterpretierte Sprache kenne, bedeutet in der Hauptsache nur, dass die Metaphern *prinzipiell* — seien sie “tot” oder nur “fade” oder “stark” — der Erschließung einer nicht-interpretierten *Welt* vorbehalten bleiben. Das heißt nun aber auch, dass die Sprache sich immer aus einem dynamischen Spannungsverhältnis zur Welt regeneriert, und dies kann als eine grundlegende sprachtheoretische Einsicht schon in Platons und Aristoteles’ Metapherklärungen aufgezeigt werden.

Die Auffassung, dass ein Kontext immer schon intersubjektiv konfiguriert ist, ist eine nicht mehr wegzudenkende ideengeschichtliche Errungenschaft. Ihr Erklärungspotential wird jedoch sehr beeinträchtigt, wenn sie in Zusammenhängen wie Sprechhandlungen emphatisch eingesetzt wird, deren kontextuelle Konfigurationen jedem Teilnehmer und jedem Beobachter nicht nur unmittelbar einleuchten, sondern als Medium und Objekt des reflexiven Bezugs dienen. Metaphern sind bekanntlich Ereignisse der Rede (nicht der Sprache) und zählen zu implizit-metaphorischen Prozeduren. Doch muss einen wesentlichen Teil ihrer Metasprachlichkeit die intentionale Struktur ausmachen, wenn Parameter für eine ‘Metapherkontrolle’ aufstellbar sein sollen. Denn alles, was sich kontextuell über einen metaphorischen Vorfall ausmachen lässt, gilt genauso für einen literalen. Davon zeugt am besten die Inanspruchnahme der ‘conversational implicatures’ von Paul H. Grice durch einige Metaphertheoretiker.¹⁰ Doch gerade weil die Konversationsimplikaturen sowohl für die metaphorische wie für die literale Sprachverwendung gelten, vermögen sie nicht dem wichtigsten Aspekt der metaphorischen Sprachverwendung Rechnung zu tragen, auf den es ja bei Metaphern emphatisch ankommt und der eine uneinlösbare Forderung des Interaktionismus geblieben ist; nämlich, dass die Metaphorik nicht durch die literale Sprache substituierbar sei. Diese Forderung kann m. E. nur dann und nur so eingelöst werden, wenn sich ausmachen lässt, dass die Metaphern nicht so sehr auf eine “Interaktion” zwischen den literal und figürlich verwendeten Relaten in einer Aussage zielen wie auf Konkurrenz bis hin zur Ablösung der literalen durch die metaphorische Aussageweise.

¹⁰ Kittay (1987); Debatin (1995).

Das nachzuweisen, scheint allerdings eine schwerwiegendere Forderung an eine Metaphertheorie zu sein, als sie durch den heute fast allgemein akzeptierten interaktionistischen Ansatz vorgesehen ist. Die offensichtlichen Schwierigkeiten, den Begriff ‘Interaktion’ selbst zu erklären, legen an sich nahe, dass es sich schon bei diesem Begriff selbst um eine metaphorische Ausdrucksverwendung in der Metaphertheorie selbst handelt, wenn nicht gar um eine *metaphorische Metatheorie*. Das wäre keineswegs neu in der Geschichte der Metaphertheorien und spricht an sich Einiges über die allgemeine Lage der Theorie an sich.

Die Metaphern *innerhalb* der Sprache — sei es einer natürlichen Sprache im allgemeinen Wortverständnis oder einer Expertensprache wie der philosophischen oder wissenschaftstheoretischen — sind nicht dasselbe Phänomen wie die ‘prinzipielle Metaphorizität’ von Sprache und Denken. Wenn man anhebt, die innere Sprachmetaphorik durch die These von der generellen Metaphorizität der Sprache zu erklären, kann man bestenfalls erst einen generellen Rahmen für die Klärung der Tatsache abstecken, dass es Metaphern überhaupt gibt. Sie stellen dann kein eigentliches Problem dar. Dieses eher dürrig erscheinende Resultat ergibt sich gleichsam algorithmisch aus der generellen Metaphorizitätsthese, die allerdings nicht an sich zu erklären vermag, wie die Metaphern innerhalb der Sprache funktionieren. Wenn nämlich die Sprache in ihren Grundlagen ein metaphorischer Prozess ist, ergibt sich von selbst, dass alle sprachlichen Grundeinheiten, lexikalische wie syntaktische, zumindest in diesem generellen Sinne metaphorisch sind bzw. es immer schon waren. So macht man sich nicht nur für einen “mentalistischen Universalismusvorwurf” in der Metaphertheorie anfällig; vielmehr entledigt man sich — gleichsam durch eine Überbelichtung — jeglichen spezifischen Kriteriums, die Metaphern innerhalb einer Sprache zu identifizieren. Statt dessen kann man sie immer nur generell zustimmend annehmen oder einen wie auch immer gestimmten Verdacht gegen sie hegen. Aus der Entscheidung für einen wie auch immer genealogisch aufgeklärten Negativismus gegenüber Metaphern wie bei Nietzsche oder für eine wie auch immer begründete, von G. B. Vico über die romantische Hermeneutik bis hin zur kommunikationstheoretischen Wendung der Sprach-, Erkenntnis- und Handlungstheorien der Gegenwart reichende Metapher-Idolatrie folgt noch keine Zaubерlösung des innersprachlich und innerdiskursiv gegebenen Problems, das

“prinzipielle Metaphorizität” von Sprache und Denken genannt wird. Vielmehr müsste man einsehen, dass die Problematik der Metaphern eine bohrende und zum Weiterdenken treibende *Paradoxie* enthält, nämlich dass die generelle Metaphorizitätsannahme über Sprache und Denken schlechthin die spezielle Problematik der Funktionsweise und Erkenntnisleistung von Metaphern als besonderer Ausdrucksformen *innerhalb* der Sprache eher verdunkelt als erhellt. Zugespitzt gesagt, eine Klärung des Metapherphänomens scheint erst unter Eingrenzung der generellen Metaphorizität, wenn nicht gar durch ihre Ausgrenzung, zu erhoffen zu sein.

Mit anderen Worten, die ausgesprochene Forderung, dass die metaphorische Sprache nicht durch die wörtliche substituierbar sei, beinhaltet, dass die sogenannte prinzipielle oder grundlegende Metaphorizität der Sprache im allgemeinen und im speziellen Sinne als generelle Charakteristik der Sprache und auch als deren spezielle Kapazität zur *Metapherbildung* auf der Grundlage der synchronen Sprachverhältnisse erforscht werden soll und nicht auf der der Diachronizität, im Sinne einer metaphorischen Herkunftsforschung unseres bestehenden Wortschatzes und Begriffsapparats. Denn — und das darf wohl als eine konsensfähige Annahme gelten — es ist nicht ein überhistorisches ‘panta rhei’, das die Sprache zu ewiger Prozessualität bzw. Metaphorisierung ihrer selbst vorantreibt. Damit erklären wir immer nur die Herkunft und die Instabilität der jeweils aktuell verwendeten Sprache. Umgekehrt, von einer Prozessualität der Sprache können wir nur dann mit Erkenntnisgewinn reden, wenn wir jeweils konkrete sprachinterne Mechanismen aufdecken können, die für die als synchron beschreibbaren Verschiebungen, Verrückungen und Übertragungen verantwortlich sind. Das sind bekanntlich Bezeichnungs-, Prädikations-, Aussage- und Erzählprozeduren *innerhalb* der Sprache, die sich vielleicht ohne schwerwiegende Verluste an Differenzierungen auf einen Nenner bringen lassen: die Prozeduren der Bezugnahme auf die Welt, Referenzakte, in aller Komplexität dieses Begriffs, wie wir sie bei N. Goodman und C. Elgin vorfinden.¹¹

So darf man von einer Metaphertheorie ebenso wie von jeder beliebigen Theorie, zumal einer Sprachtheorie erwarten, dass sie an dem Punkt ansetzt, wo sich das sogenannte An-sich-Erste und das

¹¹ Goodman (1979); Elgin (1983) und (1995).

Für-uns-Erste treffen: im Falle der Metaphorik sind es eindeutig die Metaphern als *innersprachliche* Phänomene. Andernfalls läuft man Gefahr, dass in der Metapherforschung selbst die Methode des tautologisch-deduktiven Beweises Oberhand gewinnt entgegen dem naturgemäßen Interesse des Forschungsgegenstandes selbst, durch induktiven Aufweis erschlossen und reflexiv ausgelegt zu werden. Wenn alles im Prinzip metaphorisch ist, dann ist alles auch im Resultat metaphorisch. Soll die Sprache an sich als metaphorisch gelten, so kann alles ihr Angehörige nicht umhin, metaphorisch zu sein, sei es emphatisch und stark oder nur fade. Im Endeffekt taumeln wir entweder in einer Steinwüste “katachretisch versteinertes” Sprachformen umher oder, ein bisschen schöner ausgemalt, schwimmen wir in einem Meer von ineinanderfließenden Formen und Beziehungen, ohne jedoch in beiden Versionen zu wissen, was daran eigentlich metaphorisch ist. Eine allgemeine und prinzipielle Freundlichkeit gegenüber Metaphern entledigt einen nicht der Verpflichtung, das Prinzip des Metaphorischen kritisch zu ergründen.

Dass ein solches “radikal relationalistisches” Verständnis von Sprache und Welt trotz Metapherfreundlichkeit genauso problematisch ist wie die Gegenthese von der Priorität des Wörtlichen und der Univozität in der Sprache, braucht nicht sonderlich betont zu werden. Hier gilt vor allem, dass ein derart generell angelegter metaphortheoretischer Ansatz sich, wenn nicht als vollends falsch, so doch als klärungsunfähig genau in der Hinsicht erweisen muss, in der er entwickelt wurde. Dass er eine Verdunkelung der Metapherproblematik durch die generelle Metaphorizitätsannahme über die Sprache nach sich zieht, drängt sich nicht nur logisch auf, weil ein generelles Prädikat (‘metaphorisch’ als ein Universale) nur anhand von konkreten Fällen abstrahierbar und in bezug auf konkrete Fälle ausdrückbar wäre. Vielmehr ergibt sie sich erkenntnistheoretisch daraus, dass wir — unter der Annahme der Metaphorizität als Ur- und Grundcharakters der Sprache — stillschweigend auch die unliebsame Konsequenz hinnehmen müssen, nämlich dass Welt und Sprache immer nur aneinander gleiten und sich immer schon gegenseitig verfehlen. Diese populär-relativistische Version der Erkenntnis- und Wahrheitstheorien widerspricht aber unserer allgemein geteilten Intuition, dass unser Weltbezug immer irgendwie wahrheitsmäßig (‘veridisch’) strukturiert ist, sei es in starker (alethetischer) oder in schwacher (doxastischer) Version. Sie widerspricht ferner auch der Annahme

von “Konstruktionen” oder “Schemata”, die einerseits über den Rahmen der Wahrheitsfrage hinausführt, andererseits jedoch die Mittel zur Bezugnahme auf die Wahrheit an die Hand gibt. Wie relativistisch auch immer man das Thema der Wahrheit gestaltet, um es als Hintergrund für die Klärung der generellen Metaphorizitätsthese zu nehmen, begeht man den methodologischen Fehler des *idem per idem*: Der fragliche Sachverhalt erklärt sich selbst und bedarf keiner Thematisierung von Metaphern, sind sie doch in dem als ursprünglich angenommenen metaphorischen Charakter der Literalität der Sprache bereits vorausgesetzt. Deshalb kann es keinen Erkenntnisgewinn bringen, wenn man die Erforschung der Metaphorik in Sprache und Denken durch die Annahme von ‘Metaphorizität’ als Grundprinzips der Sprache schlechthin ersetzt.

Ein wichtiger Teil der Forschung sind Unterscheidungen von Typen der Metaphorizität, wie Metaphern, Modelle und Paradigmen. Modelle sind Teile der (bekannten) Welt, die — oder genauer: deren Beschreibung — in Wissenschaft und sonstigen rationalen Denkart zur Erschließung einer anderen, unbekanntem Welt oder Teilwelt dienen. Individuiert durch “Übertragung”, gehören sie dergestalt zur Welt der Metaphern, dass sie als explizite oder erst explizit gewordene (interpretierte) Metaphern gelten. Die in Frage stehenden Metaphern erscheinen deshalb als “konstitutiv” für den betreffenden Diskurs, weil sie, wie angenommen wird, weitere Metaphern generieren, die zusammen ein Bündel von Hypothesen bilden und dadurch einen Bereich bzw. Gegenstand erforschen bzw. erschließen sollen. *Konstitutive* Metaphern werden also als *generative*, weiterer Metapherproduktion fähige Metaphern gedeutet. Während nun der metaphorologische Wissenschaftsdiskurs den Metaphern nur eine heuristische Funktion einräumt, wird mit der Annahme einer emphatischen “Modellfunktion” erklärt, dass eine strenger zu nehmende konstitutive Rolle von Metaphern nicht nur denkbar, sondern gerade wie die Modellfunktion selbst konfiguriert sei.¹²

Mit einer derart radikalen Aufwertung der Modellfunktion von Metaphern scheint in der Tat ein zentraler Aspekt der metaphorologischen Problematik aufgespürt zu sein. Doch wenn ein

¹² Zuletzt Debatin (1995). Ausführlicher hierzu Kapitel 11. Dafür dass konstitutive bzw. generative Metaphern nicht in Modelle umgemünzt werden können, argumentiere ich anhand von Platons Kritik der Schriftverwendung in der Philosophie (hier Kapitel 4).

kontinuierlicher Übergang von Metaphern zu Modellen auf der Grundlage von Explikationsprozeduren (ja eine Modell*wendung* von Metaphern) angenommen wird, widerruft man dadurch zugleich dessen Erklärungspotential. Ein Übergang von Metaphern zu Modellen ist dagegen nur dann sinnvoll erklärbar und möglich, wenn sich eine Veränderung im logischen Status zwischen Metaphern und Modellen nachweisen lässt. Sonst können Modelle eingesetzt werden, ohne dass sie dabei auf ihren metaphorischen Status hin analysiert werden, und es würde keineswegs genügen, ihren Metapherstatus nur durch Rückgriff auf einen zwischen Explanans und Explanandum stattfindenden Übertragungsprozess zu rechtfertigen, was ja in der metaphorologischen Literatur generell geschieht.¹³ Wenn also Modelle als *Erklärung* von etwas gelten sollen, können ihnen *nicht Metaphern*, sondern *Vergleiche* als impliziter Generator zugrundegelegt werden.

Diese Behauptung widersetzt sich den heute weitverbreiteten Annahmen in der metaphorologischen Literatur, die sich auf M. Hesses Arbeiten zu Analogien und Modellen in der Wissenschaft sowie auf ihre These über den prinzipiell metaphorischen Charakter *aller* Theorie stützen. Weder haben die Metaphern die grammatische Struktur eines Vergleichs noch erscheint es sinnvoll, sie logisch auf die Als-ob-Struktur hypothetischer Denkformen zurückzuführen.¹⁴ Nicht nur denken wir nicht, daß A möglicherweise ein P^{met} ist; vielmehr schließen wir es sogar bewußt aus und sagen es *trotzdem*. Mit anderen Worten, die ontologische Präsupposition für Metaphern ist allen korrespondierenden wörtlichen Aussagen (prädikativen oder vergleichenden) diametral entgegengesetzt und deckt sich nur bedingt mit der ontologischen Präsupposition für figurative Vergleiche. Dass die Rückführung von Metaphern auf Vergleiche jedoch immer wieder in der wissenschaftstheoretischen Metaphorologie geschieht, ist zugleich der Boden, auf dem die Metaphern entweder mit Modellen verwechselt werden oder in ihnen — gleichsam als ihrer rationalen Version — eingelöst werden.

Wenn man annimmt, dass Metaphern implizite Modelle sind — und diese wiederum explizite Metaphern, so dass sie letztendlich nicht völlig durch einander aufhebbar werden — nimmt man in

¹³ Hesse (1980); im Wesentlichen auch Indurkha (1992, 1994).

¹⁴ Vgl. meine systematische Untersuchung über Vergleiche, Gleichnisse und Metaphern im Kapitel 8.

der Regel stillschweigend oder unreflektiert auch an, dass sie implizite *Vergleiche* sind. Das ist jedoch nachweislich nicht der Fall. Auch dürfen die aus einer “Kernmetapher” generierten Sätze selbst nicht mehr metaphorisch sein, wenn der ganze wissenschaftliche Diskurs selbst nicht mythologisch oder fiktional ausfallen soll. Dieses Thema ist uns schon seit den Anfängen der philosophischen Metaphorologie bekannt. Es begegnet schon in Aristoteles’ Vorwurf gegen den exzessiven paradigmatischen Diskurs bei Platon, und es lebt weiter in manchen post-modernen Versuchen, eine gemeinsame metaphortheoretische Basis für Diskurse der Philosophie, Wissenschaft und Religion herauszuarbeiten und sie aneinander anzugleichen.¹⁵ In diesem sehr wichtigen Zusammenhang ist allerdings festzuhalten, dass ein solches epistemologisches Explikationsmodell für Metaphern aus humanwissenschaftlichen Zusammenhängen — genauer aus W. Quines sprachpragmatischer Analyse von Reden über Objekte in modernen Wissenschaften und über Götter in der griechischen Religion — auf naturwissenschaftliche Disziplinen übertragen wurde. Gleichwohl hat sich MacCormacs anfängliche Überzeugung, dass wissenschaftliche Diskurse nicht prinzipiell anders als die der Mythen strukturiert seien, als sehr überstürzt und für eine überzeugende Metaphertheorie nicht gerade ergiebig erwiesen. Bezeichnenderweise hat er sie gerade in bezug auf die Frage der Mythenbildung revidieren müssen.¹⁶ Doch gleichermaßen bezeichnend ist es für die allgemein prekäre Lage der Metapherforschung, dass diese Revision der Sichtweise der Metaphern unter Rückgriff auf eine Sprachtheorie erfolgt ist, die der pragmatisch-holistischen Diskursentgrenzung diametral entgegengesetzt ist, nämlich auf die kognitivistische. Hinsichtlich der Metaphern jedoch fallen beide Zugangsweisen im Endresultat sehr ähnlich aus: beide lassen sich unter dem Satz “Alles ist Metapher” als ihrem gemeinsamen Nenner unterbringen. ●

¹⁵ MacCormac (1976).

¹⁶ Sieh MacCormac (1990), insb. *Introduction*, mit selbstkritischen Überlegungen zu seiner früheren Position.